



Brita von Schönberg

Anna, die Grenzgängerin

Versuch eines Kriegskindes,
schwere Erlebnisse zu bewältigen
Ein deutsch-deutsches Schicksal

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Brita von Schönberg

Anna, die Grenzgängerin

Versuch eines Kriegskindes,
schwere Erlebnisse zu bewältigen

Ein deutsch-deutsches Schicksal



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2009 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: New Century 11°
Herstellung: Satz*Atelier* Cavlar / NL
Printed in Germany
ISBN 978-3-89950-460-6

Der Herr behütet die Heimatlosen,
er schützt die Witwen und Waisen.

Psalm 146,9

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung	17
»Granatsplitter«	21
Brand Dresdens am 13. Februar 1945	26
Purschenstein: Flucht vor den Russen	29
Transport nach Lutherstadt Wittenberg: Wie ich beinahe meine Mutter verlor	31
Ankunft in Wittenberg: Zu Hause und doch kein Zuhause mehr	33
Mangel	36
In der Sowjetzone durch die staatliche Versorgung	36
Exkurs: Kranke Kinder	39
In Westdeutschland durch Vaters geringes Übergangsgehalt	41
Im Studium durch Vaters Tod	46
Meine Reaktion auf die Erfahrung von Mangel: Arbeit in einem sozialen Brennpunkt	51
Onkel Herbert und Tante Lotte (Zwangskollektivierung in der DDR)	56
Grenzgänge	66
1947	66
1949: Flucht aus der Sowjetzone	70
1969: per Bahn	72
Nach 1972 (Grundvertrag): mit dem Auto	79

»Wechselbad« Schule	90
Ost	90
Lutherstadt Wittenberg (1946–1948)	90
Exkurs: »Kinderspielzeug«	92
Großenhain /Sachsen (1948–1949)	93
West	96
Großelbe / Kreis Wolfenbüttel (1949–1951) ...	96
Exkurs: »Die Kirche im Dorf«	101
Salzgitter (1951–1955)	106
Wilhelmshaven (1955–1960)	110
Exkurs: Brief an meinen Vater	112

Auslandstätigkeiten:

Deutsch als Fremdsprache	120
Frankreich: Erste Unterrichtserfahrungen in Aix-en-Provence (1963 – 1964)	120
Großbritannien: Lektorat für deutsche Sprache an der Universität Bangor (Nordwales): Olga – Aussöhnung mit den Russen (1974–1977)	123
Litauen: Als Deutsche hochwillkommen! (1998–2007)	129

Die Wende 1989	135
Schicksale von zwei Familienschlössern in Sachsen:	141
Purschenstein / Gemeinde Neuhausen (Erzgebirge)	141
Exkurs: Feuer in Schloss Purschenstein	144
Heynitz bei Meißen	148

Wiedererrichtung des St. Benno-Gymnasiums in Dresden (1991–1996)	155
Wiedererrichtung der Frauenkirche in Dresden – Akt der Versöhnung	163
Rede anlässlich meiner Verabschiedung aus dem Schuldienst (2000)	169
Meine hilfreichen Quellen (Ressourcen)	175
Resilienz und ihre Auswirkungen in meinem Leben	175
Vorbilder	183
Meine persönlichen Ressourcen	187
Wir Kriegskinder sind Überlebenskünstler!	189
 Nachwort	 191
 Dank	 193
 Literaturverzeichnis	 195

Vorwort

*»Sind deine ird'schen Güter ganz entschwunden,
Hast du in deinen Schätzen nur zwei Brote noch gefunden,
Verkaufe eins davon, und kauf' mit dem Erlösten
Dir Hyazinthen, dass sie deine Seele trösten!«*

(Moßleh od Din-Saadi, persischer Dichter des 13. Jahrhunderts)

Hier liegt eine Lebenserinnerung, eine Biografie, mehr noch: eine Analyse eines langen, ausgefüllten Lebens vor, welches unter denkbar schwierigen Verhältnissen als eine Kriegskindheit begann. Eine Analyse in bewundernswerter Klarheit und Präzision. Als Therapeutin kann ich sagen: Die Autorin hat durch ihr Schreiben den Prozess ihrer lebenslänglichen Selbstheilung bestaunenswert deutlich, knapp und klar zu Papier gebracht. Man könnte sagen: Im besten Sinne könnte es ein »Lehrbuch« sein und andere Menschen ihres Alters ermutigen, sich der Vergangenheit anzunähern.

Der Begründer der deutschen Integrativen Gestalttherapie Hilarion Petzold hat einmal geschrieben: »Das Leben schlägt ja nicht nur Wunden, es heilt auch, fördert, trägt zur Entfaltung bei.« Brita v. Schönberg kann dies ganz präzise benennen, was sie gefördert und gehalten hat: ihre Vorbilder in der Realität, nämlich wunderbare Menschen und tiefe Freundschaften, und im Geist (die heilige Elisabeth von Thüringen und Josef aus dem Alten Testament), ihre fabelhaften Ressourcen der Kreativität (Musik, Gestalten, Fotografieren) und zwei zutiefst heilende Eigenschaften, nämlich Dankbarkeit und Humor. Humor ist, so schrieb Sigmund Freud, die »größte psy-

chische Leistung«, zu der Menschen fähig sind. Sie hat zur Voraussetzung, dass man solidarisch ist mit anderen, mit Ärmern, mit denen, die weniger haben – materiell oder im Geiste. Dass man Abstand nimmt zu allem, besonders auch zu sich selbst. Im Humor steckt eine große Menschenliebe, steckt die Haltung: »Wir sitzen alle in einem Boot, also lasst uns das Beste daraus machen.« Es kommt ja nicht von ungefähr, dass der »berühmteste Humor« der jüdische ist, diese Überlebenskunst, dieser Überlebensbegleiter in ungezählten gefahrvollen Situationen über die Jahrtausende hinweg.

Der humorvolle Mensch starrt nicht – wie es eine höchst negative und zerstörerische deutsche Eigenschaft ist – auf die fehlerhaften und schmerzenden Details des Lebens, sondern betrachtet die Welt und die so irdisch handelnden Menschen als mehr oder weniger gelungene Gesamtkunstwerke und belächelt sich und die anderen liebevoll und duldsam. Der humorbegabte Mensch hat selbst Leid, Kummer und Verzweiflung erfahren, kennt die Realität genau und überwindet sie, indem er sie von außen mit dem spezifischen, humorvollen Blick betrachtet. Humor ist auch verknüpft mit der Intelligenz des Herzens und einer tiefen Dankbarkeit.

Brita v. Schönberg hat diese Dankbarkeit in einem wunderbaren Satz formuliert: »Aus der Klage ist ein Lied geworden.« Diese Fähigkeit, selbst Lebenssituationen in die Hand zu nehmen, um sie somit aktiv zu gestalten, sich nicht als Opfer zu fühlen, sondern als Gestalterin, gehört zu den Grundvoraussetzungen für Gesundheit. Diese Eigenschaften lernen wir als Kinder, in ihrem Fall durch eine Werte-Erziehung, die im Glauben wurzelte (das vermitteln – bei heutigen Kindern – keineswegs die Medienberieselung und die Beliebigkeit wertfreier

Kuschelpädagogik). Und die der tätigen Nächstenliebe einen hohen Stellenwert einräumte, was selbst die junge Konfirmandin durch ihre Päckchenaktion schon zu gestalten wusste und damit Brücken zwischen den Einheimischen und Flüchtlingen sowie Ost- und Westdeutschland schlug. Schon damals zeigte sich ihre ausgeprägte Fähigkeit zum sinnhaften und pädagogischen Führen.

Aaron Antonovsky, der Begründer der Salutogenese, das heißt der Gesundheitsforschung, hat folgende Punkte als Voraussetzung für unsere Gesundheit formuliert, um das überlebensnotwendige Kohärenzgefühl »innerlich zusammengehalten zu werden, nicht zu zerbrechen und auch in äußeren Anbindungen Unterstützung und Halt zu finden« zu entwickeln:

- Die Welt muss uns verständlich und erklärbar sein.
- Der Mensch muss Zugang zu inneren und äußeren Ressourcen oder Kraftquellen entwickelt haben, damit ihm seine Lebensaufgaben handhabbar erscheinen.
- Das Leben sollte als sinnhaft erfahren werden.

Dieses »Lebenslied« beschreibt die Autorin in einer bewundernswerten Abwesenheit von Klage, von (deutscher) Opfermentalität und Larmoyanz, obwohl sie im Krieg und als Flüchtlingskind Schlimmes, Todesnähe, Hunger und Bedrohungen erlebt hat und deren Familienmitglieder nach Jahrhunderten der Verbundenheit mit Sachsen 1945 den Liquidierungen der Sowjetarmee zum Opfer fielen, selbst mit kleinsten Kindern in Lager nach Rügen und Sibirien verschleppt wurden, wo viele der alten Verwandten qualvoll verhungerten und starben oder zur Flucht gezwungen und vollständig enteignet wurden. Hinzu kam die jeweilige Kreisverweisung durch die DDR, die bis 1989 nicht aufgehoben wurde,

und die sogenannten »zweite Enteignung« der nicht zurück gegebenen Besitzungen nach der politischen Wende und der teilweise durch kriminelle Machenschaften verhinderte Rückkauf ehemaliger Besitzungen durch Familienmitglieder. Eine rechtlose Situation, die bis heute, 20 Jahre nach der Wende, anhält.

In Sachsen hatte ihre Familie in über 700 Jahren als Bischöfe, als Minister, als Staatsdiener in vielen Funktionen, als Begründer der ältesten Montanuniversität der Welt in Freiberg, als Oberberghauptleute über Jahrhunderte hin gedient und sich ein hohes Ansehen erworben. Dies wissend, liest man ihren Bericht, der so vollkommen frei ist von Schuldzuweisungen und Klagen, mit noch größerem Respekt.

Als Leserin der jüngeren Generation, aber auch als Therapeutin, die viele Patienten mit Kriegs- und Nachkriegsproblemen behandelt, kann ich nur ihrer Conclusio, dem Kapitel über die »Kriegskinder als Überlebenskünstler« beipflichten. In diesen neun Punkten hat Brita v. Schönberg alle Fähigkeiten, Ressourcen und Resilienzen aufgelistet, derer es bedarf, nicht nur um solch ein schwieriges Schicksal zu meistern, sondern auch um sich der Aufarbeitung zu nähern und diese zu bewältigen. Als eine Ermutigung für die Gleichaltrigen, dies – vor dem herannahenden hohen Alter, in welchem viele Menschen noch einmal von den Horrorszenarien ihrer Kindheit überflutet werden – in Angriff zu nehmen.

Astrid v. Friesen, Dresden Januar 2009

Die Autorin entstammt ebenfalls vertriebenen sächsischen Familien und lebt seit 1997 in Freiberg und Dresden, wo sie zwei psychotherapeutische Praxen hat und an den Universitäten unterrichtet. Sie ist Autorin und Publizistin und hat u. a. geschrieben: »Der lange Abschied. Psychische Spätfolgen für die zweite Generation deutscher Vertriebener« (Psychosozial-Verlag Gießen, 2000).

(www.astrid-von-friesen.de)

Einleitung

Das Jahr 2009 ist für unser Land ein Jahr des Gedenkens:

Vor 70 Jahren begann der Zweite Weltkrieg, der unsägliches Leid über uns und die beteiligten Völker brachte. Im Jahr 2009 ist der 60. Jahrestag der Gründung der Bundesrepublik Deutschland und der ehemaligen DDR. Damit schien die deutsche Teilung zementiert zu sein. Wie durch ein Wunder fand die jahrzehntelange Teilung unseres Volkes – eine Folge dieses Krieges – vor 20 Jahren ein unblutiges Ende in der Wiedervereinigung. Alle diese Ereignisse haben mein Leben geprägt. Wir haben diese Zeit miterlebt und zum Teil mit erlitten, auch wenn wir noch kleine Kinder waren. Vielen ist das nicht bewusst, doch sie leiden noch immer darunter. Manche Ereignisse wecken schreckliche Erinnerungen wieder auf – wir müssen uns damit auseinandersetzen.

Für mich und manche Altersgenossen kam dieser Augenblick schon mit dem Ausbruch des Zweiten Irak-Krieges, der diese Saiten zum Schwingen brachte. In der Nacht vor dem Ausbruch des Irak-Krieges hatte ich einen furchtbaren Traum, der Szenen aus dem Zweiten Weltkrieg wieder lebendig machte. Ich wusste nicht, dass der Kriegsbeginn so nahe bevorstand. Am nächsten Morgen stellte ich das Radio an: In den Nachrichten sprach man von Bombenangriffen auf Bagdad. Genau so wie ich litt in diesen Tagen Menschen meiner Jahrgänge auffällig häufig an Alpträumen oder Schlafstörungen. So schien in meiner Generation ein Kriegsvirus aktiviert, das in uns geschlummert hatte, von dem wir nicht geheilt worden waren. Wie sollten wir auch? Unsere Väter und

Mütter, soweit sie noch am Leben waren, hatten selbst zu viele Lasten zu tragen, um unsere Kümmernisse auch noch auf sich zu laden. Sie waren voll damit ausgelastet zu überleben und – oft in fremder Umgebung – eine neue Existenz aufzubauen. Wir Kinder jener Jahrgänge verhielten uns nicht auffällig. Im Gegenteil: Wir Ältesten waren oft genug die Stützen der allein gelassenen Mütter. So ist das Problem der Aufarbeitung – auch im Zuge der fortschreitenden Zeit – in Vergessenheit geraten, bis es im Zusammenhang mit dem Irak-Krieg wieder aktualisiert wurde.

Meine Absicht ist es, mein Leben zu schildern, soweit es durch den Krieg und seine Folgen bestimmt war. Es soll exemplarisch geschehen. Meine Person steht nur stellvertretend für viele andere. Es ist kein leichtes Unterfangen, sich und seinem Leben auf diese Weise gegenüberzutreten und Rechenschaft abzulegen. Mein Leben fiel in eine schwere Zeit, voller Konflikte und Umbrüche. Letztere, wie zum Beispiel die Wende, waren durchaus positiv. Doch kommen bei einer solchen Selbstreflexion viele düstere Bilder, verbunden mit Ängsten, wieder hervor, die man lange für überwunden hielt. Man muss in den Orkus hinabsteigen, um ein zweites Mal den Weg zurückzufinden. Das Bewusstsein, dieses Buch nicht für mich allein zu schreiben, gibt mir die Kraft dazu.

Hinter dem Namen »Anna«, mit dem ich dieses Buch überschreibe, werde ich mein Gesicht verhüllen. »Anna« ist der Vorname meiner Großmutter väterlicherseits und stellt mich in die Tradition unserer Familie. Ergänzend füge ich »die Grenzgängerin« hinzu. Mit Grenzen machte ich von Kindesbeinen an Erfahrungen: Ausgegrenzt von höherer Bildung wurde ich in der Sowjetzone schon vor meiner Einschulung – wegen meiner Herkunft. Über-

wunden werden konnte diese Grenze nur durch Grenzüberschreitung, durch unsere Flucht nach Westdeutschland. So war ich zur Grenzgängerin geworden und blieb es mein Leben lang. Zunächst betraf es die deutsch-deutsche Grenze, später auch die in andere Länder, in die ich die Botschaft von einem nach dem Kriege veränderten, friedliebenden Deutschland tragen wollte. Ich habe auch meine eigenen Grenzen ausgelotet.

Das Buch soll ein hoffnungsvolles sein. Es soll Menschen meiner Generation ermutigen, in ähnlicher Weise die Vergangenheit aufzuarbeiten und mit sich Frieden zu schließen. Vielleicht kommen sie – wie ich – zu dem Ergebnis, dass sich aus Negativem Positives entwickelt hat. Dabei wird sich zeigen, welche Ressourcen hilfreich sind.

In meinen Erinnerungen tauchen Fotos von Männern in Uniform auf, die, umrahmt mit einem Trauerflor und einem Blumenstrauß, auf den Kommoden und Vitrinen standen. Sie erinnern an das Leid, das damals viele getroffen hat. Kriege haben noch nie Probleme gelöst, sondern nur neue geschaffen. Deshalb sollten wir sie als Mittel der Politik ächten und auf Verhandlungen setzen, für alle tragbare Lösungen suchen. Nur, wenn wir Not und Elend, auch im Zuge der Globalisierung, lindern, können wir partnerschaftlich miteinander leben und Frieden finden. Das hoffen gerade wir Zeitzeugen der letzten großen Katastrophe Deutschlands.

Widmen möchte ich das Buch meinem Neffen Christian als Vertreter der jüngeren Generation, der mich anregte, es zu schreiben.

Widmen möchte ich es auch meiner Freundin Renate, Gefährtin meiner Generation und Freundin seit mehr als 60 Jahren, die mein Leben – trotz der deutsch-deutschen Grenze – mit Liebe und Treue begleitet hat.

So wendet sich das Buch vor allem an zwei Zielgruppen: an die jüngere Generation, vertreten durch Christian. Dessen Frage ist: »Wie war es damals?« (Für sie sind die Kapitel wie »Mangel« oder »Grenzgänge« besonders interessant.) Die andere Zielgruppe ist durch meine Freundin Renate vertreten, Repräsentantin meiner Generation. Hier bieten sich vor allem die Kapitel an, die sich mit dem Kriegsgeschehen und dessen Bewältigung befassen. (Als Beispiel sei die Thematik »Dresden« genannt.) Beide Themenkomplexe sind miteinander verzahnt und damit für alle aufschlussreich.

Möge das Buch für die wechselvolle Geschichte unseres Volkes und unserer europäischen Nachbarn ein lebendiges Zeugnis geben!

»Granatsplitter«

Granatsplitter sind Teile einer gefährlichen Waffe, die im Krieg von Erwachsenen eingesetzt wird. Sie treffen nicht gezielt, sondern eher zufällig, aber deswegen nicht weniger wirksam. Sie können auch Kinder treffen, verwunden oder töten.

Von solchen Granatsplittern im Krieg möchte ich berichten. Sie stehen für kurze Episoden, kurz, aber Schrecken erregend: wie Blitze, die plötzlich aufleuchten und alles in ein unheimliches, grelles Licht tauchen. Solche Bilder hinterlassen auch in einem Kind unauslöschliche Spuren.

Lutherstadt Wittenberg war der Wohnort meiner Eltern. Es war schon 1940 durch Bomben gefährdet, so sehr, dass meine Mutter es nicht wagte, mich, ihr erstes Kind, dort zur Welt zu bringen. So lebte sie die letzte Zeit vor meiner Geburt in Großelbe, einem Dorf in Niedersachsen, wo ihre Schwester mit einem Landwirt verheiratet war und schon zwei Kinder hatte. Die nächste Stadt war Hildesheim, wo ich auf die Welt kam. Als Erstes vernahm ich, wie Kirchenglocken, evangelisch wie katholisch, in den Himmel trommelten: Dankesläuten für den Sieg der Deutschen in Paris, vom »Führer« angeordnet. – Auch Hildesheim blieb kein sicherer Ort: Am 22.03.1945 versank die Stadt in Schutt und Asche.

Meine Mutter ging mit mir nach Wittenberg zurück. 1943 wurde meine Schwester Ilse geboren. Am 12.12.1943 wurde sie dort in der Stadtkirche, der Predigtkirche Luthers, getauft. Hatte schon 1940 bei meiner Taufe die Glocke wegen Luftgefahr nicht läuten dürfen, so war der

Krieg – nach der verheerenden Niederlage der Deutschen bei Stalingrad – bedrohlich näher gerückt. Wie schon bei meiner Taufe mussten die Paten, die an der Front waren, vertreten werden. Bei meiner Schwester war es der jüngste Bruder meiner Mutter, der für die Taufe keinen Fronturlaub erhalten hatte und von seiner Schwester vertreten werden musste. Ansonsten hatten die Eltern für meine Schwester Patinnen gewählt, die im Krieg ihren Mann oder Sohn verloren hatten. Der Krieg drang bis in den engsten Familien- und Freundeskreis ein: Der Pfarrer hatte sich beim Taufkaffee kritisch über die politische Lage geäußert. Eine schwatzhafte Patin trug dies leichtfertig nach draußen. Die Folgen waren furchtbar.

Evakuierung: Wunschwitz, Heynitz: Ein Schimmer Licht

Wittenberg wurde als Garnisonstadt und Einflugschneise nach Berlin immer unsicherer. Tag und Nacht heulten die Sirenen: Fliegeralarm! Man musste sich möglichst schnell in Sicherheit bringen. Die Häuser hatten schwarze Pfeile, die meist auf die Kellerfenster zeigten: Luftschutzkeller. Außerdem gab es Bunker, in die man flüchtete, wenn einen der Alarm unterwegs erwischte. So erhielt die Stadt eine zweite Topografie – einen Stadtplan, der keiner war, besonders nachts nicht. Da hieß es: »Verdunkelungen herunter!« Wer sich nicht daran hielt, wurde bestraft. Die Straßen waren ohne Licht – die Stadt eine nachtschwarze Fläche – wie ausgelöscht. Natürlich erfand der Feind Gegenmittel, die sogenannten »Christbäume«, die von den feindlichen Flugzeugen niedergin-

gen und das Feld für die Angriffe erleuchteten. Wenn die Sirenen aufheulten, entstand eine allgemeine Hektik: Jeder stürzte hastig in den Luftschutzkeller, meine Mutter mit je einem Kind unter dem Arm. Ich nahm meinen Teddy Karli mit: Er musste mich trösten. Wenn wir endlich den Sirenenton »Entwarnung« hörten, strömten wir in die Wohnungen zurück. Doch die Nachtruhe war hin. (Noch heute fahre ich zusammen, wenn ich Probealarm höre.) Die Angriffe waren bei zunehmender Häufigkeit kaum noch zu ertragen, und so wurden 1944 Frauen und Kinder evakuiert. Die Männer waren zum größten Teil an der Front.

Wir kamen nach Wunschwitz, das zu Schloss Heynitz bei Meißen gehört. Es war damals noch im Besitz meines Onkels Benno von Heynitz. Hier herrschten Ruhe und Ordnung, jedenfalls noch. Ab und zu besuchten wir Onkel Benno und Tante Lore in ihrem Schloss. Es wirkte düster, wie mit schwarzen Schleiern verhangen. »Sei ganz leise!« ermahnte mich meine Mutter immer. »Tante Lore ist sehr krank.« Tante Lores Herz litt unsäglich unter dem Tod ihrer drei Söhne innerhalb von 13 Monaten. Nur zwei Söhne und eine Tochter überlebten den Krieg. Onkel Benno, Dechant und Domherr von Meißen, versammelte abends die trauernde Familie in der kleinen Schlosskapelle, in der noch vor Kurzem einer der gefallenen Söhne getraut worden war. Er zündete die Altarkerzen an und las Abschnitte aus der Bibel vor, oft aus dem Johannesevangelium. Im Gebet gedachte die Familie der Toten.

Mit uns in Wunschwitz lebten Onkel Bennos Mutter und zwei seiner Schwestern mit ihren Kindern. Eine von den beiden war Tante Jo, meine Patin, die ein besonders wachsames Auge auf mich hatte. Wegen ihrer Strenge

war sie bei uns Kindern nicht besonders beliebt. Abends trafen sich die Erwachsenen in den verschiedenen Wohnzimmern. Unseres lag unmittelbar neben unserem Schlafzimmer. Mutti ließ die Tür immer einen Spalt offen, zum Einschlafen. Tante Jo gefiel das gar nicht. So entspann sich zwischen meiner Mutter und ihr eine Diskussion, die ich durch den Türspalt mithörte: »Erika, die Tür zum Schlafzimmer ist nicht zu.« Mutti: »Die soll offen bleiben. Anna braucht diesen Spalt Licht zum Einschlafen.« »Aber das ist doch Unsinn! Wenn ein Kind einschlafen soll, braucht es völlige Dunkelheit.« »Bei ihr ist das anders. Dunkelheit macht ihr Angst. Das Licht zeigt ihr, dass ich in ihrer Nähe bin.« »Das ist doch wirklich übertrieben!« »Anna hat in Wittenberg Bombennächte erlebt und ist deswegen besonders ängstlich.« »Aber Wunschwitz ist doch kein Kriegsgebiet. Ihre Angst ist grundlos.« »Aber sie steckt noch tief in ihr drin. Man muss Geduld mit ihr haben.« »Anna ist fünf Jahre alt. Sie sollte vernünftiger sein, ein Vorbild für ihre kleine Schwester. So ist es eher umgekehrt. Sie sollte sich schämen!« »Wenn ich die Tür schließe, habe ich ein vor Angst schreiendes Kind. Wem nützt das?« »Ein paar Klapse hinten drauf, und es herrscht Ruhe! Was würde dein Mann, ein Offizier, der sein Vaterland an der Front verteidigt, zu deiner laxen Erziehung¹ sagen? Anna, eine Soldatentochter?« Dem

1 Im Nationalsozialismus war Härte ein erwünschtes Erziehungsziel. Vgl. dazu: Sigrid Chamberlain: »Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind«, die sich mit der Pädagogik von Johanna Haarer kritisch auseinandersetzt. Deren Standardwerk: »Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind«, München/Berlin 1938, 266.–30.000. war sehr verbreitet. Auch Heinrich Böll nahm in seinem Buch »Ansichten eines Clowns« kritisch Stellung zu den Erziehungszielen des Nationalsozialismus (Frau Schnier).

wusste meine Mutter nichts entgegenzusetzen. Tante Jo war die Ältere, die Cousine ihres Mannes. Seufzend stand meine Mutter auf und schloss die Tür. Ich fing an zu weinen. Mutti reagierte nicht, auch nicht mit Schlägen. Ich fühlte mich verlassen und weinte mich in den Schlaf. Künftig galt: Wenn Mutti allein war, blieb die Tür offen. Kam Tante Jo, wurde sie geschlossen. Mutti mochte keine Kontroversen. Ich resignierte und blieb stumm. Obwohl das Gute-Nacht-Lied schon vorbei war, faltete ich die Hände auf der Bettdecke: »Lieber Gott, behüte uns! Lieber Gott, verlass uns nicht!« – »Dies Kind soll unverletzt sein.« (Paul Gerhardt)²

Gesprächsnotiz am 12. 11. 2008 um 9.40 in einem Elektrogeschäft:

Ich wollte leere Batterien austauschen. Die Juniorchefin bediente mich. Ich fragte: »Haben Sie auch Nachtleuchten für Kinderzimmer?« »Ja, Sie können sofort eine haben.« »Werden die eigentlich heute noch verlangt?« »Ja, durchaus! Es gibt Kindern ein Gefühl der Sicherheit, dass sie nicht allein sind. In der Dunkelheit haben manche das Gefühl, isoliert und eingeschlossen zu sein.« Ich erzählte ihr von der Diskussion zwischen meiner Mutter und meiner Tante. Sie gab meiner Mutter recht. »Übrigens«, fügte sie hinzu, »ich habe zwei Töchter im Alter von 13 und 18 Jahren. Auch sie lassen ihre Schlafzimmertüren offen, weil sie einen Schimmer Licht brauchen.«

2 Paul Gerhardt: »Nun ruhen alle Wälder«, 8. Strophe (EKG Nr. 477)